

## **Kommentar zum Mai-Friedensseminar 2013**

Das hatten sie doch wohl erwarten dürfen. Der Freundes- und Teilnehmerkreis hatte doch wohl erwarten dürfen, dass zum vierzigsten „Geburtstag“ des Christlichen Friedensseminars Königswalde ein annähernd annehmbares Wetter herrscht. Schließlich sind sie ganz überwiegend auch nicht mehr die jüngsten, die mehr oder minder angegrauten Bürgerrechts-Recken, die da angereist waren. Deshalb war das Seminar – ganz entgegen der langjährigen Gewohnheit – nicht auf ein Mai-Wochenende gelegt, sondern für das erste Juni-Wochenende terminiert worden.

Auch in den letzten vier Jahrzehnten hat das Frühjahrs- oder Herbst-Friedensseminar gelegentlich an einem bitterkalten Wochenende stattgefunden. Da hatte man das auch hingenommen. Doch nun – wie gesagt – ist man doch etwas in die Jahre gekommen. Die Teilnehmer wie auch die zu feiernde Institution selbst.

Tatsächlich kam es ganz anders: Die sächsische Landessynode hatte bereits einmal unter Hochwasser-Bedingungen getagt. Das war Anfang April 2006. Damals sah man merkwürdige Konvois in Dresdens Stadtbild: Ein Polizeiwagen mit Notsignal voran, gefolgt von mit Erdreich voll beladenen Lastkraftwagen, abschließend wiederum ein Polizeiauto mit Notsignal. So wurden die Einbruchstellen der Deiche gesichert.

Nun hat das sächsische Friedensseminar in Königswalde unter Hochwasser-Bedingungen getagt. Und zwar erstmals. Und ausgerechnet zum 40. Geburtstag. Da sage noch einer, nach einer so langen Zeit sei nichts Neues mehr drin!

Diese äußeren Rahmenbedingungen sind also beinahe dazu angetan, die dort verhandelten Inhalte zurücktreten und verblassen zu lassen. Dabei haben sie das wirklich nicht verdient!

Hier oder da war zu hören, das Jubiläums-Seminar sei langfristig für das erste Juni-Wochenende geplant worden, damit zum Jubiläum der Jubilar referieren kann: Pfarrer Rudolf Albrecht (damals Meißen), Referent des ersten Königswalder Friedensseminars vom 19.05.1973, sollte an selber Stelle zum selben Thema neuerlich zu Wort kommen.

Damals, im Jahr der X. Weltfestspiele, hieß sein Thema offiziell: „Frieden schaffen ohne Waffen – was spricht dafür?“. Diesmal war ein Bibelzitat bemüht worden: „Friede, Friede und ist doch nicht Friede“ (Jer. 6, 14). Rudolf Albrecht hatte krankheitshalber kurzfristig absagen müssen. Zwischen beiden Terminen liegen eben auch vier Dezennien strapazierter Gesundheit. Was er im Falle seiner Anwesenheit ausgeführt hätte, das ist unschwer zu erraten: damals wie heute wäre es ein grundsätzliches Plädoyer für einen christlich begründeten Fundamentalpazifismus gewesen. 1973, in Zeiten von bipolarer Blockkonfrontation und Kaltem Krieg, war das selbstverständlicher als heute, in einer viel unüberschaubareren Zeit vielfältigster Kriegs- und Krisenherde einer nunmehr multipolaren Weltordnung. Wenn sich die (deutsche wie internationale) Friedensbewegung Mitte der 1990iger Jahre fragen lassen musste, ob denn vor dem Hintergrund des Jugoslawien-Krieges (Massaker von Sarajewo usw.<sup>1</sup>) der bisherige Fundamentalpazifismus noch verantwortlich und zeitgemäß sei, so war das für Rudolf Albrecht nie eine Frage. „Robuste“ humanitäre Hilfe oder gar reine Militäreinsätze hat er auch nach 1989/90 weiterhin stets grundsätzlich abgelehnt – „weil sie

---

<sup>1</sup> Allein die Belagerung Sarajewos von 1992 bis 1995 hat über 10.000 Zivilisten das Leben gekostet. Die Friedensbewegung ah sich ganz unvermittelt mit der Frage konfrontiert, ob es zum Schutz einer eklatant bedrohten (zivilen) Einwohnerschaft nicht angemessen ist, einen gewalttätigen Angreifer auch mit Androhung von Gewalt daran zu hindern, eine ganze Großstadt als Geisel zu nehmen bzw. (durch Beschuss zentraler Plätze) wahllos zu massakrieren.

auf Dauer Konflikte eher verschärfen als lösen“.<sup>2</sup> Insofern wäre von einem neuerlichen Friedensseminar-Referat Rudolf Albrechts nichts Neues zu erwarten gewesen.

Rudolf Albrecht wirkt in seiner persönlichen Erscheinung durch und durch zurückhaltend und überaus bescheiden. Schon lange im Vorfeld dieses anstehenden Frühjahrs-Seminars war daneben immer wieder ein derzeit recht schillernder Name gefallen: Man munkelte, es sei mit dem Erscheinen von Katrin Göring-Eckardt persönlich zu rechnen! „Der Spiegel“ höhnt, die „Herz-Jesu-Linke“ wandle sich derzeit „weg von der neoliberalen Reformerin, hin zur Mutter Teresa der Sozialpolitik“.<sup>3</sup> Für den „Stern“ ist sie in mehrfacher Hinsicht ein Symbol: „Sie steht für maßvolle Verjüngung, vorsichtige Erneuerung und grünen Ausgleich. Sie ist das, was Trittin nicht ist: ostdeutsch, evangelisch, sanft, Realofrau und nicht seit 100 Jahren dabei“.<sup>4</sup> Als die Tochter Thüringer Tanzlehrer mit Mitte vierzig per Mitgliederentscheid überraschend zur grünen Spitzenkandidatin für die Bundestagswahl 2013 gewählt wurde, da erklärte die „Freie Presse“: Die „amtierende Bundestagsvizepräsidentin und zweifache Mutter ist nicht nur Grüne. Göring-Eckardt ist gläubige Protestantin und Präses der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland. Häufiger wurde sie deswegen misstrauisch beäugt: In Kirchenkreisen galt Göring-Eckardt bisweilen als zu grün, viele Grüne fanden die Ostdeutsche hingegen zu kirchennah. Die Realpolitikerin, die seit 1988 mit einem Pfarrer verheiratet ist, steht von jeher für einen Wertkonservatismus, der sie mit den christlich-orientierten Unionsparteien verbindet. Die Urwahl hat aber gezeigt, dass das für die grüne Basis kein Problem mehr ist. [...] Wenn der geläuterte Altlinke Trittin das inhaltliche Bindeglied zur SPD ist, so ist Göring-Eckardt jenes zur Union“.<sup>5</sup>

Würde sie also kommen und – wenn schon nicht als Referentin, so doch als Glanzlicht für die nachfolgende Podiumsdiskussion - zur Verfügung stehen? Die Chancen dafür schwanden, je näher der Friedensseminar-Termin rückte. Ein Bundestags-Wahlkampf wird eben nicht in Königswalde entschieden. Ihr Erscheinen blieb aus.

So schien es eine glückliche Fügung zu sein, als Hansjörg Weigel, der einstige Friedensseminar-Initiator und noch immer treibende Kraft im sog. „Vorbereitungskreis“, auf den habilitierten Berliner Theologen Dr. Uwe-Karsten Plisch stieß. Plisch, Jahrgang 1965 und 1983 bis 1985 Bausoldat in Prora, ist heute Referent für Theologie, Hochschul- und Genderpolitik in der Bundesgeschäftsstelle der Evangelischen StudentInnengemeinde mit Sitz in Hannover. Ein Stück seiner politischen Sozialisation hat er gewiss auch dort, in Prora, erlebt und durchlitten. Nicht zufällig wählt er Prora auch immer wieder als Tagungsort, wenn er friedenspolitische Fragestellungen aufzugreifen gedenkt – so geschehen etwa im Sommer 2005 und demnächst (Sommer 2013) erneut.

OLKR i. R. Harald Bretschneider überbringt die herzlichsten Grüße des eben aus dem Krankenhaus entlassenen Rudolf Albrecht. Der hätte sein Referat im fundamentalpazifistischen Grundtenor zwar leidenschaftlich, aber doch moderat vorgetragen. Dr. Uwe-Karsten Plisch, der stattdessen nun das Wort führte, hatte in der dem Seminar vorausgegangenen Nacht all seine Leidenschaft in sein Manuskript einfließen lassen. Ihm war dabei weit weniger nach moderaten Tönen zumute:

In einem ersten Punkt illustriert er den rigorosen Fundamentalpazifismus der christlichen Gemeinde bis zur Konstantinischen Wende. Ein Taufbewerber hatte da im Militärdienst nichts (mehr) verloren.

---

<sup>2</sup> Anschreiben von Pf. Rudolf Albrecht an den Verf. vom 28.06.1999.

<sup>3</sup> Der Spiegel Nr. 43 vom 22.10.2012, S. 33.

<sup>4</sup> Stern Nr. 47 vom 15.11.2012, S. 32.

<sup>5</sup> Freie Presse, 50. Jg., Nr. 266 vom 14.11.2012, S. 3.

Diese gewiss rigorose Position kontrastiert er mit der EKD-Friedensdenkschrift von 2007, die er erbarmungslos abkanzelt. Sucht eine Denkschrift den gesamtgesellschaftlichen Konsens, so bleibt substanziell nicht viel Konkretes übrig. Aber diesem Papier könne man nicht mal attestieren, dass die parteipolitische Bandbreite durch innerkirchliche Exponenten abgedeckt worden sei. Im Autorenkreis fehle nicht nur die „Zentralstelle für Kriegsdienstverweigerung“<sup>6</sup> und namhafte professionelle „Friedenspfarrer“ – nein, das linke Spektrum bleibe insgesamt unterbelichtet.

Im dritten und letzten Punkt greift er Lenins seinerzeitigen Traktat-Titel „Was tun?“ originalsprachig auf – eine kecke Ironie, die wohl nur vor ostdeutschem Publikum Lacherfolge garantiert. Hier sucht er anhand von drei willkürlich gewählten Beispielen den Praxisbezug für christliches Friedensengagement herzustellen. Das praktische Tun ist es, worauf es ihm ankommt. Und er wird nicht müde zu betonen, dass Jesu Seligpreisungen im griechischen „Urtext“<sup>7</sup> von den (handlungsbetonten) Friedens*machern* spricht und bereits die übliche Übersetzung als „Friedensstifter“ eine Abschwächung der ursprünglichen Konnotation darstellt.

In der Podiumsdiskussion trifft der Referent u. a. auf OLKR i. R. Harald Bretschneider, der zu bedenken gibt, die frühchristliche Kompromisslosigkeit sei doch wohl vor dem Hintergrund der seinerzeitigen Naherwartung Jesu Wiederkehr zu verstehen. Das lässt Plisch nicht stehen: Für Schriften des 3. Jahrhunderts könne dieser abfedernde Einwand ja wohl nicht mehr gelten. Der katholische Militärpfarrer Bohne erinnert daran, dass die Zitate früher Kirchenväter zum Tauf-Verbot für Soldaten in der Plischs Ausführungen begleitenden Powerpoint-Präsentation mit einem aktuellen Foto einer deutschen Militär-Taufe in Afghanistan kontrastiert wurden. Das mag provokativ gemeint gewesen sein, so Pfarrer Bohne, tatsächlich erinnerte ihn diese Geschmacklosigkeit aber an übelste Agit-Prop-Methoden der Kommunisten von vor vierzig Jahren. Auch seine dem Referenten stets abgewendete Körperhaltung ließ darauf schließen, dass beide anschließend schwerlich miteinander Bier trinken gegangen sein werden. Man mochte sich offenkundig wirklich nicht.

Bretschneiders zentraler Kritikpunkt war der vom Referenten (mit Blick auf die überdurchschnittliche Anzahl gefallener Ostdeutscher in Afghanistan) verwendete Terminus „Kanonenfutter“. Das sei doch nun wirklich ein Begriff aus einer anderen Sprache und einer anderen Zeit!

Der katholische Militärpfarrer sekundiert dem Oberlandeskirchenrat: Wenn der Anteil der Ostdeutschen unter den jungen Offizieren und Freiwilligen in Afghanistan überdurchschnittlich hoch ist, dann doch konsequenterweise auch der prozentuale Anteil der Opfer.

Damit freilich bestätigt er ganz unfreiwillig, was der Referent aus Berlin eigentlich hatte sagen wollen: Wenn das innerdeutsche Wohlstandsgefälle die Ursache für den überproportionalen Anteil der Ostdeutschen unter den Freiwilligen in Afghanistan (und damit auch unter den dort zu beklagenden Opfern) ist, so bewahrheitet sich neuerlich die makabre Weisheit: „Je ärmer, umso eher tot“.

Hansjörg Weigel hatte (das ging aus seinen beiläufigen Bemerkungen hervor) im Vorfeld des Seminars keinen Gedanken darauf verschwendet, mit diesem vierzigsten Geburtstag etwa einen pointierten Schlusspunkt zu setzen. Er darf sich mit dem unerwarteten Fazit bestätigt fühlen.

---

<sup>6</sup> Schon zum Königswalder Friedensseminar vom 12./13.10.1991 hatte Peter Tobiassen von der KDV-Zentrale Bremen über „Kriegsdienstverweigerung“ referiert.

<sup>7</sup> Natürlich hat der Herr Jesus nicht Griechisch gesprochen. Spätestens bei der Überlieferung aus dem Aramäischen ins Griechische kommt es also zur ersten (auch inhaltlichen) Brechung.